



Bild von Mike Renpening auf Pixabay

Es geht um nicht weniger als die Menschlichkeit

„Die Pest“ - mehr als eine Rezension von Josef Allabar

Ich hab's wieder getan, jetzt in diesen Tagen, dieses Buch gelesen, das Buch zur Corona-Krise, meiner Meinung nach jedenfalls. Damit, mit dieser Wahl, bin ich nun weder allein noch besonders originell. Immerhin hatte ich es bereits wieder zu lesen begonnen, bevor es Denis Scheck in seiner Sendung „Druckfrisch“ den Zuschauern als eines der Bücher der „Top Ten zur Krise“ ans Herz legte: „Die Pest“ von Albert Camus.

Um es gleich vorwegzunehmen: Der Roman des Literaturnobelpreisträgers ist ja zweifellos ein weltweit hochgeschätztes, unbestritten „gutes“ Buch, ein „Meisterwerk“. Auch diese Feststellung ist jetzt weder neu noch überraschend noch besonders von mir. Allerdings will ich betonen, ich fand's wirklich sehr berührend und bereichernd und eben doch besonders, es gerade jetzt zu lesen. Und was ich las, dabei immer wieder in Beziehung zu setzen und zu vergleichen mit dem, was ich in all diesen Wochen zu Corona las, hörte und ansah.

Camus schildert im Roman anhand einiger Personen, allen voran des Arztes Rieux, den Verlauf der Pest in der algerischen Stadt Oran in den vierziger Jahren des 20. Jahrhunderts, also zur Zeit des Zweiten Weltkriegs, der im Roman zwar nicht erwähnt, aber (natürlich) doch immer mitgemeint ist. Die Epidemie beginnt mit vereinzelt auf der Straße verendenden Ratten

– für mich durchaus ekelerregend, aber trotzdem auch etwas beruhigend, denn: So schlimm war's ja bei uns jetzt Gott sei Dank noch nicht. Dann werden zunächst von Tag zu Tag, bald nur mehr von Woche zu Woche die steigenden Zahlen von Infizierten und Toten veröffentlicht. Unter den Menschen machen sich Verzweiflung und Auflehnung, aber auch bald eine allmähliche Gewöhnung breit. Sie suchen nach Möglichkeiten mit der sich rasant ausbreitenden Pest umgehen zu können. Sie ignorieren und verdrängen die Seuche, ergeben und fügen sich – der Krankheit und den behördlichen Maßnahmen. Der eine versucht mit Hilfe von Fluchthelfern aus der abgeriegelten Stadt zu entkommen, ein anderer will die sich bietende Chance auf einen persönlichen Neuanfang ergreifen und hofft darauf, dass jetzt die verlorengegangene Gleichheit und Gerechtigkeit wiederhergestellt werden.



Der Pestdoktor

Wandzeichnung – Foto von [chris s](#) auf [Pixabay](#)

Ich entdecke eine Vielzahl von Parallelen zu unserer aktuellen Epidemie, als ob Camus sie geradezu seherisch vorausgesehen hätte: die Wichtigkeit der Zahlen - stärker oder schwächer steigend oder endlich fallend, die angeordneten behördlichen Maßnahmen, die Rolle der Berichterstattung, Versorgungsschwierigkeiten, die Belastungen des medizinischen Personals und der Bedarf an Schutzkleidungen, die Suche nach einem Impfstoff, Fortschritte und Rückschritte bei der Bekämpfung und die damit verknüpften Hoffnungen und Warnungen, die unterschiedlichen Reaktionen der Menschen, auch Demonstrationen. Bis hin zum konkreten Beispiel eines Fußballspielers, der seinen Sport nicht mehr ausüben darf.

Verblüffende Ähnlichkeiten oder doch vielmehr zwangsläufige, wenn ein solches Verhängnis auf die Menschen hereinbricht? Das Buch ist alles andere als ein Thriller, der Erzähler im Roman sieht sich als sachlicher Chronist der Ereignisse. Ich lese den Roman in erster Linie als philosophische und psychologische, vor allem aber als politische Auseinandersetzung angesichts der extremsten Herausforderungen von Individuen und Gesellschaften, konfrontiert mit unendlichem Leid und Schrecken. Die Auseinandersetzung mit ihrer Absurdität oder/und ihrem Sinn, nicht in einem Philosophie- oder Theologiestudium, sondern bei der andauernden Suche nach realen, quasi alltagstauglichen Antworten und Handlungsmöglichkeiten. Und natürlich geht es längst nicht „nur“ um die Pest, sondern um die Bedrohung der Menschen durch Kriege, Hungersnöte, alle Formen der Gewalt und Unterdrückung. Natürlich geht es nicht nur um ihre Gesundheit und ihr Leben, sondern um ihren inneren und äußeren Frieden, um ihre Integrität, ihre Rechte, ihre Freiheit, letztlich um ihre Menschlichkeit.

Die Antwort des Jesuitenpeters Paneloux im Roman ist der zwar schwer geprüfte, daher aber umso entschiedenere Glaube an Gott. Die Liebe zu Gott sei schwierig, sie setze die völlige Selbstaufgabe voraus, aber sie allein könne „das Leiden und den Tod der Kinder wiedergutmachen“. So eine Antwort mag man, auch ich zunächst, für geradezu zynisch halten. Aber so leicht macht es mir

Camus nicht. Der Pater zweifelt und verzweifelt und ringt um einen Sinn und um seinen Glauben, nachdem er das schmerzhafteste und langwierigste Sterben eines Kindes begleitet hat. Nach der Erfahrung des Holocaust haben allerdings nicht Wenige exakt das Gegenteil gefolgt: Gott sei tot beziehungsweise, es habe ihn nie gegeben. Camus' Antwort finde ich vor allem in den Worten und im Handeln des Arztes Rieux und seines Freundes Tarrou. Etwa wenn dieser dem Arzt in einem langen Gespräch, durch das sie erst richtig zu Freunden werden, sein Herz ausschüttet: „Ich sage nur, dass es auf dieser Erde Plagen und Opfer gibt, und dass man sich, so weit möglich, weigern muss, auf Seiten der Plagen zu sein.“ Oder wenn Rieux im weiteren Verlauf des Gesprächs äußert: „Ich glaube, ich habe keinen Sinn für Heldentum und Heiligkeit. Was mich interessiert, ist, ein Mensch zu sein.“ Das heißt: mitzufühlen, mitzuhelfen, solidarisch zu sein, da zu sein, sich zu kümmern, zu lieben.

Das klingt wie ein einfaches, rundes Ergebnis, eigentlich banal, auf dem Niveau von Kalendersprüchen nahezu. Allerdings liegt das jetzt ausschließlich an meiner Beschreibung.

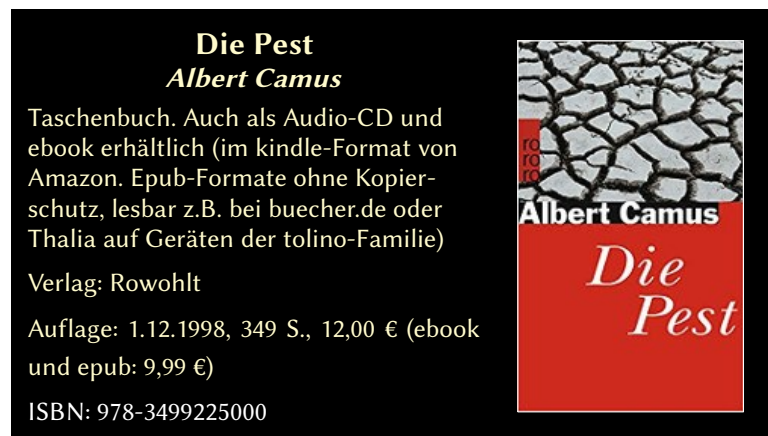




Foto von [Foundry Co](#) auf [Pixabay](#)

Camus' Roman ist tatsächlich völlig anders. Er stellt jede gefundene Antwort sofort wieder auf den Prüfstand, jeglicher Frieden und Trost sind brüchig, müssen hart erarbeitet werden, gehen verloren und werden doch wieder geschenkt. Er beobachtet die Menschen sehr genau und begegnet ihnen mit großer Empathie und Achtung. Das Buch ist durchdrungen von einer tiefgehenden und unerschütterlichen, Wärme und Trost verströmenden Menschlichkeit, weit entfernt von jeder Verharmlosung und Beschönigung: „... um einfach zu sagen, was man in Plagen lernt, nämlich, dass es an den Menschen mehr zu bewundern als zu verachten gibt.“ Und schließlich warnt und mahnt es mich, „dass vielleicht der Tag kommen würde, an dem die Pest zum Unglück und zur Belehrung der Menschen ihre Ratten wecken und zum Sterben in eine glückliche Stadt schicken würde.“

So verstehe ich das Buch erst recht politisch: Wehret den Anfängen! Es geht um nicht weniger als die Menschlichkeit. Meine klare Empfehlung: das Buch lesen, jetzt und überhaupt!



Über den Autor

Josef Allabar, geb. 1953, verh., 3 Kinder. Studium Lehramt GS und HS an der Uni Erl.-Nbg, StR (MS) i.R. und Coach (GwG). Unterrichtete an Mittelschulen und war als Beratungslehrer eingesetzt. Langjähriger Personalrat beim Staatlichen Schulamt Ansbach. Vorsitzender der GEW Ansbach

Kontakt:

josefallabar@web.de